

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 119. Bromberg, den 24. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(20. Fortsetzung.) ——

15.

Sie kehrten nach London zurück und mieteten sich unter falschem Namen in einem kleinen Gasthof in Cromwell Road ein, so waren sie weit genug von Sir Hermanns Wirkungskreis entfernt. Sie schienen vom Erdboden verschwunden zu sein. In dem Anzeigenteil der Times war keine neue Warnung mehr zu lesen. Andy und Tonio hatten dafür mehrere Erklärungen.

„Du siehst, Chrysolos hat bloß gedroht; nichts ist geschehen."

„Das besagt in keiner Weise, daß auch weiterhin nichts geschehen wird", antwortete Tonio.

„Warten wir, bis es so weit ist."

Tonio war verzweifelt. Etwas würde gewiß geschehen, und sogar sehr bald. Er verbrachte unglückliche Tage.

Andy wurde ungeduldig.

Dann kam die Sprache auf das Land, wohin man am besten fliehen könnte. Tonio schlug Amerika vor. Andy war nicht begeistert davon. Er hatte dort allzu bittere und schwere Jahre verbracht.

„Schlimmer und hoffnungsloser als hier jetzt kann es nirgends sein", erklärte Tonio.

Andy gab zu, dieses Leben sei alles andere, nur nicht angenehm. Es floß träge hin, ohne jede Aussicht. Auf jeden Fall mußte er, bevor er gänzlich verschwand, noch das Haus in Ordnung bringen. Vor allem mußte Bronson versorgt werden. Er gab Tonio viele vertrauliche Aufträge. Tonio verbreitete die Nachricht, Sir Hermann liege in einem Krankenhaus, von den Ärzten beobachtet, und man habe ihm jede Verbindung mit der Außenwelt verboten. Diese Zeit drückte schwer auf Andys Gemüt. Abends, nach dem Dunkelwerden, machte er seine einsamen Gänge durch die Straßen im Westen, ab und zu begleitete ihn Tonio. Einmal schlenderten sie die Bloane Street hinunter. Auf halbem Weg, auf der östlichen Hälfte, stockte Andy vor dem Fenster einer Aniquitätenhandlung und packte Tonio am Arm. Drin sprach mit einem Mann und einer Frau, offenbar Kunden, Diana. Sie zeigte einen Stuhl, der anscheinend auf seine Echtheit hin geprüft wurde. Ihr Gesicht strahlte und war angeregt.

„Guter Gott", rief Andy, „was gäbe ich darum, hineingehen zu können. Wie lange habe ich sie nicht gesehen!"

„Komm fort", sagte Tonio, „das ist gefährlich!

„Habe ich nicht immer unvernünftig gehandelt?" fragte Andy.

„Gewiß", sagte Tonio, „du hast meine Affen gekauft."

„Wo sind sie übrigens?" fragte Andy, „ich möchte sie nicht verlieren."

So wurde Tonio in den nächsten Tagen zu Bronson geschickt.

Bronson hatte seine 4000 Pfund ausgezahlt bekommen. Die Wohnung sollte abgeschlossen und die Schlüssel Mister Edgar Frey ausgehändigt werden. Es war an einem klaren, frostigen Abend. Andy begleitete Tonio auf seinem Weg nach Park Lane und hielt auf der Upper-Brook Street an. Als er Tonio im Lichtschein verschwinden sah, der den Eingang in die Wohnung verriet, ging er um den Häuserblock. Sie hatten verabredet, daß Tonio den umgekehrten Weg nehmen sollte, so daß sie einander nicht verfehlen konnten. Andy hatte die Rundreise zweimal gemacht und stand gerade an der Ecke der Upper-Book-Street, als er Tonio aus der Wohnung stürzen sah. Ihm unmittelbar auf den Fersen war ein anderer Mann, der ihn überholte und mit raschem Griff die Schachtel, die Tonio unter dem Arm trug, an sich riß. Andy sprang hinzu mit den Worten: „Was, zum Teufel, wollen Sie?" Und dann — alles war eine Sache von wenigen Augenblicken — standen er und sein Verfolger einander gegenüber und starrten sich in die Augen.

„Da sind Sie also, Sir Hermann!"

„Sieh da, der Herr Chrysolos, mein griechischer Erpresserfreund!"

„Wozu die Komödie weiterspielen?" sagte der andere ärgerlich. „Sie haben mich einmal zum Narren gehalten. Sie werden es nicht zum zweitenmal tun. Woher ich weiß, daß Sie Sir Hermann sind? Ist dieser Italiener nicht bekannt als Sir Hermanns Sekretär? Und hier finde ich Sie, wie Sie auf ihn und diesen Kasten voll Papieren warten, da Sie zu ängstlich sind, hinaufzugehen und ihn selbst zu holen."

„Es soll mich freuen, wenn Sie irgendwelche Papiere darin finden werden", sagte Andy.

„Soll er sie sehen?" fragte Tonio.

Andy nickte. Tonio öffnete die Schachtel und häufte all die Affen auf Andys Arm. Chrysolos schüttelte sich in verhaltenem Grauen.

„Wieder einmal genarrt, nicht?" sagte Andy.

Chrysolos fluchte. Tonio packte die Affen wieder ein.

„Ich bin jetzt fertig mit Ihnen", schrie der Grieche.

„Machen Sie keine Szene", sagte Andy ruhig, die Hände auf die Hüfte gestützt. „Wir wollen keinen Volksauflauf!"

„Sagen Sie mir", fragte Chrysolos ungeduldig, in einem gedämpften Ton, „warum habe ich nichts von Ihnen gehört?"

„Weil ich nichts mehr von Ihnen wissen will. Andererseits, warum haben Sie Ihre Drohungen nicht ausgeführt? Sie können es nicht! Sie wissen, daß Sie es nicht können. Ich war ein Narr, mich so lange von Ihnen erpressen zu lassen. Machen Sie, was Sie wollen." Er schnippte mit den Fingern. „Ich habe genug von Ihnen!

Tonios Herz schlug rasend. Das war ein toller Bluff.

„Kindisches Geschwätz", sagte Chrysolos. „Sie haben Furcht. Sie schleichen im Dunkeln herum und trauen sich nicht einmal in die Wohnung hinauf. Als ich heute Abend Ihren Diener fragte, sagte man mir, daß Sie todkrank in Frankreich im Krankenhaus lägen. Kaum hatte man mir die Türe vor der Nase zugeschlagen, als Ihr Sekretär die Treppe hinaufkam und sofort hineingelassen wurde. Ich wartete natürlich auf Ihren Sekretär, um ihn auszufragen. Dann stieß ich auf Sie, der sich in der Dunkelheit versteckt hatte."

Er fröstelte.
„Natürlich, Sie haben Angst."
„Und Sie . . . Sie haben Furcht", entgegnete Andy.
„Auch ich besitze Dokumente, die ich Ihnen entgegenhalten kann. — Wieso Sie auf den Gedanken kommen, daß ich sie in einer Pappschachtel herumschleppe, ist mir unerklärlich."

„Sie scheinen die Schachtel der Schneiderin vergessen zu haben, die durch die Hände der Dame von Turtle-Road ging."

Andy starrte verblüfft in die dunkeln Augen seines Gegners. Dann lachte er kurz auf. Großer Gott, war das das Geheimnis der rätselhaften Beziehung Sir Hermanns zu dieser Cora Blenkinsop, der geheimnisvollen Dame in dem Testament? Sie hatte also die Vermittlerin gespielt.

„Ich nehme es Ihnen nicht übel, Chrysolos", sagte er, „Sie handeln wie alle Verbrecher. Aber Sie irren. Sie können versichert sein, daß Sie die Dokumente niemals wieder zu sehen bekommen werden. Und wenn Sie bei Verstand bleiben, wird sie auch kein anderer Mensch je zu sehen bekommen."

Er fühlte Tonios Berührung am Ärmel. Es war eine Warnung.

Trieb er es nicht zu weit mit dem Schwindel? Er sah den kleinen Mann an, der seine Affenschachtel an sich preßte. Der Austausch der Blicke war den klugen Augen des Griechen nicht entgangen.

„Ich fürchte diese Dokumente nicht", sagte er.

Andy hielt ein vorüberfahrendes Auto an und bat Tonio, einzusteigen. Den Fuß schon auf dem Trittbrett, wandte er sich an Chrysolos.

„Gute Nacht, ich habe wirklich genug von Ihnen."

Einige Tage später fand Andy unter der Post, die Bronson an eine angegebene Adresse nach Kensington schickte, in einem großen Umschlag einen Brief mit der Aufschrift: Im Dienst Seiner Majestät, und dem Siegel des Auswärtigen Amtes.

„Sir, im Auftrage des Staatssekretärs frage ich an, ob Sie ihm die Ehre erweisen würden, in seinem Bureau, am Donnerstag um drei Uhr vorzusprechen. Immer Ihr Ihnen ergebener John Haythore, Privatsekretär."

Er gab das Schreiben Tonio zu lesen.

„Die Jagd geht los", sagte dieser.

Doch er bereitete sich nicht auf den Staatssekretär im Kriegsministerium vor, noch nahm er überhaupt weitere Kenntnis von dem Brief. Er und Tonio waren vollauf mit Reisevorbereitungen beschäftigt. Nur merkte er bei diesen Vorbereitungen, daß ihm ständig ein oder zwei Menschen folgten. Er hatte das schreckliche Gefühl, überwacht zu werden.

Selbst als er den Steg zum Dampfer in Southampton entlangging, sah er einen unbeweglichen Mann im Dunkeln stehen, der ihn auch noch beobachtete, als er auf dem Dampfer aus dem Hafen fuhr.

16.

„Wenn sie mich wenigstens sehen wollte", sagte Horatio Flower.

„Du mußt ihr Zeit lassen", sagte Diana.

Sie saßen im Freien der Royalty-Bar, die dicht am Weg nach dem Park-Palace-Hotel liegt, auf einem der kleinen Hügel von Monte Carlo. Es war ein leuchtender Märzmorgen, einer jener Morgen, an denen das Mittelmeer golden aufschimmert. Ein Gesumm von Stimmen strömte aus der offenen Tür der Bar. Um sie herum tönten Gelächter und Gespräche der umliegenden, von Schirmen beschatteten Tische.

„Ich habe ihr soviel Zeit gelassen", sagte Horatio. „Vier Monate! Wieviel braucht sie noch?"

„Wie soll ich das wissen?"

Horatio machte eine hilflose Geste. „Ich hoffte, du könntest mir behilflich sein."

„Ich versuche das schon die ganze Zeit. Nicht um deinet-, sondern um Muriels willen."

„Warum nicht auch ein wenig um meinetwillen? Ich bin doch kein Unmensch. Ich behaupte nicht, etwas Besonderes zu sein, doch bin ich ehrlich und vernünftig, und ich meine, daß ich den Beweis erbringe, wie sehr ich sie liebe, mehr als je."

„Unverständlich!" sagte Diana. Er begegnete ihrem offenen Blick, darin immer ein Schein von Spott blitzte.

„Warum?"

„Die Welt ist voll von Frauen. Sie dampft von ihnen. Von Frauen aller Arten! Schlechte, gute, gleichgültige, Aspasias, Cleopatras, Griseldas, Madonnen, für jeden Geschmack etwas, du brauchst nur zu wählen."

Sie begleitet ihren Einfall mit einem kurzen Lachen.

„Ich interessiere mich nicht für Frauen, anwesende ausgenommen. Ich habe es niemals getan. Ich kümmere mich nur um eine Frau, das ist Muriel. Es scheint vielleicht seltsam, aber es ist so."

Diana lehnte sich über den kleinen Tisch, legte ihre braune Hand auf seinen Arm und fragte ernst:

„Und du wirst ihr wirklich aus ganzem Herzen vergeben?"

„Ich vergebe ihr. Wäre es anders, könnte ich es nicht vor meinem Gewissen verantworten, sie um ihre Rückkunft zu bitten. Wenn sie glaubt, daß ich ihr Vorwürfe machen und ihr das Leben damit schwer machen werde, so kannst du ihr sagen, daß es nicht so sein wird. Wenn ich sage, eine Sache ist ausgelöscht, so ist sie ausgelöscht. Ich bin kein solcher Schuft, daß ich sie unter falschen Versprechungen zurückhole."

Diana zog ihre Hand zurück und spielte eine Weile an ihrem Cocktailglas herum.

„Ich wünschte, du hättest früher mit mir darüber gesprochen."

Es schien mir immer, du hättest etwas gegen mich", sagte er.

„Das gebe ich zu. Ich habe Muriel durch dick und dünn verteidigt."

„Und jetzt?"

Sie lachte. „Ich tue es noch. Dessen ungeachtet ist es schade, daß wir uns nicht schon längst ausgesprochen haben."

Sie waren tatsächlich zum erstenmal seit Monaten wieder zusammen. Horatio Flower, der in der vergeblichen Hoffnung gelebt hatte, er werde eines Tages Zutritt erhalten zu der Villa, in der Muriel unter dem Schutz ihrer Freundin Dolly Valentine hauste, hatte einen unglücklichen Winter in Cannes verbracht. Diana hingegen war durch ihr Geschäft zwar an London gefesselt gewesen, hatte aber durch günstige Verkäufe eine gewisse Freiheit erlangt. Sie nahm einen Urlaub, um nach Italien zu fahren und neue Möbel aufzutreiben. Auf dem Weg dahin nahm sie Aufenthalt in der Villa Seraphina in Mentone. Das Kurblatt meldete ihre Ankunft. So erfuhr Horatio Dianas Anwesenheit in Mentone. Sie war seiner Einladung gefolgt und hatte ihn auf halbem Weg in Monte Carlo getroffen.

„Jedenfalls ist es sehr lieb von dir, daß du gekommen bist."

„Das einzig Vernünftige", antwortete sie.

Sie sprachen eine Zeitlang über die Angelegenheit ganz im allgemeinen, dann fragte er sie ohne Umschweife: „Wie stehen meine Aussichten?"

Sie dachte nach. „Gut, glaube ich. Du mußt bedenken, daß Muriel innerlich völlig zerbrochen ist, sie ist wie ausgehöhlt. Sie hat sich noch nicht erholt. Ich glaube, sie verspürt nicht die leiseste Liebe mehr für ihn, wie könnte sie auch? Doch ihr Selbstgefühl, ihre Eitelkeit sind zu sehr getroffen. Sie will diese Wunden niemand zeigen, und ganz besonders dir nicht. Man muß warten, bis sie verheilt sind. Das meinte ich mit dem Zeitlassen."

Horatio Flower machte eine leichte Geste des Sichfügens in das Unvermeidliche.

„Du hast recht. Du bist gut, Diana, ich wünschte bei Gott, wir wären immer Freunde gewesen."

„Ich auch", erwiderte Diana. „Du mußt bedenken", setzte sie nach einer Pause hinzu, „all das Zeitungsgeschwätz jetzt trägt nicht gerade zu dieser Heilung bei."

Er blickte zur Seite mit zusammengezogenen Brauen, und ein Ausdruck von Kummer trat in seine Augen.

„Ich bin in einer viel schwierigeren Lage, als du und Muriel euch vorstellen könnt." Ein Kellner erschien. „Noch einen?" Sie verneinte und erhob sich. Er zahlte die Rechnung.

„Ich muß nach Hause."

Er zog die Augenbrauen hoch.

„Warum? Wir haben alles Wichtige doch erst flüchtig gestreift. Wir haben noch so vieles zu besprechen."

Sie erklärte ihm stockend den Grund. Sie wurde zum Lunch in der Villa Seraphina erwartet. Er drängte in sie. Sie schwankte. Es blieb doch das Telephon, zufällig getroffene Freunde. Sie gab nach.

„Ich muß etwas zu essen bekommen“, sagte sie lachend.

„Ich habe nichts von einer Hungersnot in Monte Carlo gehört“, sagte er.

Sie gingen zu Quintos, da war es ruhig.

„Du mußt einsehen, sagte sie, indem sie das Gespräch dort aufnahm, wo sie aufgehört hatte, „daß die Zeitungsberichte die Lage verschlimmert haben. Was ist aus ihm geworden? Die Zeitungen sind voll von seinem Verschwinden sowie von dunklen Anspielungen, er sei zur rechten Zeit verschwunden. Heimlich erzähle man Tolles. Nein, es handle sich nicht um Frauen.“

„Ich weiß, man sagt, er sei während des Krieges Spion gewesen.“

„Genau das! Aber das ist Unsinn. Ich habe Hermann von einer Seite kennengelernt, die niemand an ihm vermutet hätte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Leidenschaft des Herrn Ferrari.

Laienbesuch in einer Briefmarkenausstellung.

Von **Hans Zurnieden.**

Mannshohe Anschläge zu beiden Seiten einer Freitreppe verkünden eine Briefmarkenausstellung ... sie sind schuld daran, daß man mitten im Schritt stehen bleibt und Erinnerungsbildern zulächelt, die plötzlich aus dem Hintergrund des Schädels auf die Netzhaut der Augen fallen und mit frohen Farben blitzschnell abrollen: Die Straße flacht zu einem Schulhof, halbwüchsige Jugend tollt lärmend um die Gruppe der Lehrer, die langsam und würdevoll auf und ab gehen. Jetzt löst sich einer der Gestrengen von seinen Mitgöttern, schreitet schneller aus und erreicht den Zaun ... zwei Knaben heben rotüberhauchte Gesichter, Blechschachteln sollen noch schnell in ihren Hosentaschen verschwinden, schon hält der Lehrer sie in der Hand. „Wir tauschen Briefmarken, Herr Lehrer!“ ...

Der Schulhof rückt wieder zur Straße zusammen, aus den spielenden Jungen werden eilige Fußgänger und hupende Autofahrer, der rückwärtsgerichtete Traum ist verflogen, aber die hohen Anschläge an der Freitreppe dort sind geblieben. Briefmarkenausstellung ... langsam geht man die Stufen hinan und greift zur Geldtasche. „Heute ist billiger Nachmittag, Briefmarkensammeln soll Volkssport werden! Geschichtliches und kulturelles Wissen durch Briefmarken!“ Das waren Fetzen aus einem Gespräch zwischen zwei Herren an der Eintrittskasse ...

Dann hohe Säle, flutendes Oberlicht, raunende Menschen, darunter die verklärten Gesichter der Besucher vom Fach, siebzehn Säle, jede Wand mit glasgedeckten Schaukästen, in denen Briefmarke an Briefmarke hängt. Was sieht man als Laie davon? Am Eingang zum dritten Saale halten Schneiderpuppen die Uniformen Thurn und Taxisscher Postillione. Gutes Tuch, schmucke Farben. Im nächsten Saaleingang hängt ein Briefkasten. Nur der Mann, dem er in die Sammlung gehört, weiß, wie alt das Ding eigentlich ist. Der Laie liest den Entleerungsplan. Er ist kurz und unmißverständlich und weckt ein frohes Schmunzeln. „Donnerstags“, lautet die Aufschrift.

Schnell schon verwirrt sich die Schaulust des Auges, es kann nicht Zehntausende dieser postalischen Winzigkeiten aufnehmen. Vielen Besuchern geht es so. Die größte Gruppe von ihnen läßt sich im Grunde nur von einem einzigen Vorstellungsbilde hierhin leiten. Dieses Zauberbild ist „die blaue Mauritius“, eine Marke, die von den Engländern für die Post einer kleinen Insel im Indischen Ozean gedruckt wurde. Es gibt ihrer auf der ganzen Welt nachweislich nicht mehr als fünfzehn Stück, und jedes dieser bildschönen Fetzchen gilt an hunderttausend Mark ...

Das ist der große Zauber der Briefmarke!

Es ist der Zauber des unglaublichen Wertes, der Zauber einer Leidenschaft, die Vermögen hingibt, um ein besonders kostbares Stück zu erwerben, die Weib und Pflicht vernachlässigt um dieser kleinen Papierchen willen, die dem einfachen Zweck dienen, Portoquittung für einen Brief zu sein. Als die Briefmarke vor nicht einmal hundert Jahren in England erfunden und eingeführt wurde, konnte niemand ahnen, daß sich eine tausendfältige Liebe an diese kleinen, billigen Hoheitssymbolchen hängen würde. Heute überrascht es sogar den Laien, zu erfahren, daß ein vielfaches Milliardenvermögen in dieser Sammlerwelt steckt.

Zwar weiß niemand zu sagen, worauf der Preis einer seltenen Marke beruht. Die Seltenheit ist nur eine der Vorbedingungen ihres Triumphzuges in die Herzen der Sammler. Außerdem soll sie noch den Schönheitsdurst der Beglückten stillen, soll klar und gestochen im Druck, leuchtend, warm, unverwüstlich in der Farbe, künstlerisch, liebevoll und ansprechend im Entwurf, guterhalten, sauber, gut gerändert und gut gummiert sein. Wenn sie dann auch selten und wenn sie vor allem modern ist, wenn gerade an ihr eine kuriose oder schwerwiegende politische oder kulturelle Entwicklung sich dokumentierte, wenn recht viele Geschichten sich um sie ranken, wenn alle Welt sie als etwas Besonderes kennenlernte, Zeitschriften und Zeitungen sie besprachen und abbildeten, Briefmarkenhändler unter der Hand nach ihr forschten ... dann eines Tages kann ihre Stunde da sein, wird sie Vermögen, Traum der Sammler, Streitobjekt unter den Völkern, Ehrgeiz stattlicher Museen, wird ... eine blaue Mauritius ...

Briefmarkensammeln ist eine Welt für sich.

Man kann das nur erahnen. Die Sammler gehen wie Traumwandler unter den Ausstellungsbesuchern einher, stehen unverständlich lange vor einer einzigen Marke, wissen Bände zu erzählen, wenn sie ihre eigene Sammlung zeigen, stehlen sich immer wieder fort, ein Stück zu besehen, daß drei Säle weiter hängt, mühen sich um Fragen, die nur unter ihren Freunden Fragen sind. Wenn der Herrgott keine Briefmarken druckt, werden sie kaum wünschen, in seinen alten Himmel zu kommen.

Aber diese Männer sind achtbar in der unerhörten Gründlichkeit ihrer Sammlertätigkeit. Sie durchwühlen Bücher fast aller Gebiete, sie rechnen in den ältesten Postakten herum, Auflagenzahlen längst verblichener Marken nachzuprüfen, von ihrem eigenen Gebiet gleiten sie immer wieder in die Geschichte hinein, stoßen auf Volksbräuche, sehen Staaten werden und vergehen. Die Briefmarke ist für sie der Schlüssel zur Welt und zugleich ihr Inbegriff.

Es gab schon Ehescheidungen wegen des Briefmarkensammelns, Diebstähle, Börsenmanöver, bittere Feindschaften und diplomatische Verwicklungen. Als ein italienischer Sammler, Herr Ferrari, dem Deutschen Reich seine Briefmarkensammlung schenkte, weil er Deutschland liebte, gab es dieser Sammlung wegen ein diplomatisches Zwischenspiel zwischen Berlin und Paris, denn die Sammlung war in der Seinestadt deponiert und die Franzosen wollten sie nicht herausrücken. Das war zu den Zeiten von Versailles ... Deutschland hat die Sammlung nie bekommen. Sie wurde in Frankreich versteigert, französische Sammler waren die ersten Nutznießer, nur der Erlös der Versteigerung kam Deutschland zugute, er wurde uns auf das Reparationskonto gutgeschrieben: zwanzig Millionen Goldfranken.

Der König von England hat zwei blaue Mauritius.

Übrigens liegen das Briefmarkensammeln und die Politik sehr oft eng beieinander, nicht gerade immer so eng, wie beim König von England, der Herr der halben Welt und ein ganz Großer unter den Briefmarkensammlern zugleich ist. Er besitzt zwei blaue Mauritius. Ein gutes Teil der Ferrarisammlung hat seinen Weg in seine Alben gefunden, die er selbst verwaltet, ordnet, beklebt, beschriftet und hütet, ein König unter den Philatelisten.

Aber vielleicht ist auch das Politik: daß einige kleine Länder, unter diesen Liechtenstein und die Staatchen der südamerikanischen Nordostküste, einen großen Teil ihres Haushaltes speisen, indem sie von Zeit zu Zeit Briefmarken herausbringen und in geschlossenen Auflagen an die Sammler verkaufen. Und die Guten kaufen sie und freuen sich an ihnen, nie würde es sie stören, daß sie damit im Grunde fremder Leute Steuern entrichten.

Kostbare Briefmarken ganz umsonst, allerdings gibt es auch das! Man weiß von den Kindern des letzten Königs von Hannover, daß sie Briefmarken sammelten ganz ohne Taschengeld. Ihr lieber Vater ließ für sie Neudrucke hannoverscher Marken nachträglich herstellen, gab sie den Kindern und sah munter zu, wie sie damit andere Marken einhandelten. Er konnte schon lachen, er tat ein kleines Unrecht nach Väterart, und wenigstens waren die Marken echt. Nichts macht nämlich die Briefmarkensammler so wild und schäumend, nie sind sie so jach und wütend, wie dann, wenn die Rede auf gefälschte Briefmarken kommt. Jede Ausstellung zeigt einen solchen Stand: gefälschte Marken, mit denen Sammler um viele Tausende von Mark geprellt wurden.

Es hat eben jede Leidenschaft, was ihr gebührt: ihren Wert, ihr Recht, ihre Freude, ihre Gefahren, ihre Geschichten, ihre Nutznießer und ihre Schmarotzer.

Mondscheintanz der Wasserbaukünstler ...

Nachtbesuch bei den Bibern.

Von W. F. Rudolphi.

„Nein, nein“, widersprach mir der Förster, „so ist es nicht, wenn es auch immer behauptet wird. Der Biber gehört nicht zu den Nachttieren, im Gegenteil, nichts liebt er mehr als schönen, warmen Sonnenschein. Aber die Tiere sind zu sehr verfolgt worden und jetzt scheuer, als sie es früher waren. Daran ändert es auch nichts, daß man sie jetzt schont und hegt.“ Und wie zur Unterstreichung seiner Worte paffte er dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife.

Das Gespräch, in dem dies gesagt wurde, fand in der kleinen Gastwirtschaft eines Dorfes am Unterlauf der Mulde statt. Ich spürte ziemliches Jagdfieber in den Adern, obwohl in dieser Nacht kein Schuß fallen sollte. Aber die Aussicht, seltenen, vor ein paar Jahren noch für todgeweiht geltenden Tieren einen Besuch abstatten zu dürfen, kribbelte noch mehr im Blut als etwa der Gedanke, einen starken Sechserbock vor den Lauf zu bekommen.

Anhalt und das provinzsächsische Gebiet der Elbe und der Unterläufe von Saale und Mulde sind heute sozusagen das deutsche Biberparadies. Drei- bis vierhundert dieser klugen Tiere mögen dort jetzt schon wieder hausen. Man braucht keine Sorge mehr zu haben, daß die Tage dieser kleinen Wasserkünstler für immer gezählt sind.

„Gegen Mitternacht brechen wir auf“, meinte der Förster mit einem Blick auf die Uhr. „Das Wetter ist heute günstig; ich glaube, wir werden einiges zu sehen und zu hören bekommen.“

Und dann war es so weit. Wir stiefelten los in die feuchtkühle, mondscheindurchglänzte Nacht. „Der Mond ist wichtig“, äußerte mein Begleiter noch, „ohne ihn gäbe es keinen Biberschwanz zu sehen!“

Irgendwo in der Ferne verhallten die Glockenschläge einer Kirchturmuhr. Die Straße hatten wir längst verlassen. Der Förster kannte Weg und Steg. Einen grasbewachsenen Feldweg ging es hinunter, ein paar Ackerraine entlang, dann kamen Wiesen, und schließlich schritten wir — pfad- und steglos, wie mir schien — durch widerspenstiges Unterholz über schwankenden, unter unseren Füßen leise glucksenden Boden. Eine halbe Stunde ging das so, vielleicht auch eine ganze, dann hielt der Förster an. Zwischen Bäumen schimmerte ein breites Silberband. „Ein kleiner Nebenlauf der Mulde“, flüsterte er mir zu. „Hier müssen wir nun warten. Mehrere Baue sind in der Nähe. Verhalten Sie sich ganz ruhig!“

Der Mahnung hätte es nicht bedurft. Wir lehnten an den dunklen Bäumen, als wären auch wir bewegungsloses Holz. Leise plätscherte vor uns das silbrige Wasser.

Lange Minuten rannen dahin. „Aufpassen!“ Kaum gehaucht war diese Mahnung. Aufgeregt starrte ich in das Wasser vor mir. Plätscherte es mit einem Male lauter? Nein —, dort kam ja etwas angeschwommen. Eine schwarze Kugel, noch eine, eine dritte, eine vierte! Da waren sie endlich, die Biber. Prustend schossen die dicken Köpfchen durch das Wasser. Wie glitzernde Ringe spielten die Wellen um sie.

Es war ein neckischer Spuk. Wie launige Wassergeister tummelten die Biber, die sich hier vollkommen sicher fühlten, durcheinander. Plätschernd und prustend jagten sie hintereinander her, verschwanden und kamen zurück, waren bald an diesem, bald an jenem Ufer. Ein Mondscheintanz von Wassergeistern. — — —

Lange dauerte es, bis die munteren Biber genug zu haben schienen. Sie schwammen davon und kamen nicht wieder. „Jetzt steigen sie ans Land!“ flüsterte der Förster mir zu. „Kommen Sie ganz vorsichtig hinter mir her!“

Wir schlichen am Ufer so lautlos wie möglich entlang. Naßkalte Zweige peitschten uns tückisch ins Gesicht, und irgendwo zur Linken schabte etwas laut und vernehmlich. „Das sind sie“, sagte mein Begleiter, „jetzt nagen sie an den Bäumen.“

„Hört man das so weit?“ Diese Frage konnte ich mir nicht verbeißen.

„Gewiß! Ich zeige Ihnen nachher auch, was die braven Biber für tüchtige Arbeit leisten.“

Nun, Faulheit war den Tieren gewiß nicht vorzuwerfen. Immer wieder setzte das scharfe, schabende Geräusch ein, als sollte unter allen Umständen noch diese Nacht der gesamte Wald umgelegt werden.

Ruhig wurde es erst, als im Osten fahl der erste Morgen dämmerte. „Na, nun sehen Sie sich dies einmal an!“ Die Hand meines Begleiters zeigte auf eine starke Erle.

Alle Wetter auch — —, das war eine gute Arbeit! Etwa 50 Zentimeter über dem Erdboden wies der Baum eine tiefe Höhlung auf, die bis durch die Mitte des Stammes ging. Frische Späne lagen in der Nähe. Es machte den Eindruck, als ob mit einer scharfen Hohlkelle das Holz säuberlich herausgeschält sei. „Ja, ja, der Biber ist ein Nagetier“, schmunzelte der Förster, „hier sehen Sie es ganz genau.“

Ein paar gefällte, etwas dünnere Bäume, die in der Nähe lagen, vervollständigten den Eindruck von der beachtlichen Nagekraft, die Biberzähnen innewohnt.

Wir traten den Rückweg an. „Schade, daß die Biberburgen vorhin nicht zu erkennen waren“, meinte ich.

Der Förster schüttelte den Kopf. „Die können Sie hier schon aus dem Grunde nicht sehen, weil keine da sind. Burgen baut der Biber nur, wenn das Wasser flache Ufer hat oder das angrenzende Land zu sumpfig ist. Hier baut er sich am Ufer regelrechte Kessel, deren Eingänge wie bei einer Biberburg natürlich unter Wasser liegen. Bloß ein Luftschacht, den das Tier sorgfältig mit Zweigen zudeckt, führt geradeswegs ins Freie.“

„Und meinen Sie, daß Ihre Biber hier wieder heimisch geworden sind?“

„Gewiß!“ Der Förster nickte. „Wandertrieb hat der Biber nicht. Wenn man ihn nicht stört, wenn ihm die Wasserverhältnisse gefallen und wenn vor allem genug zu fressen da ist, dann bleibt er. Na, und am letzteren besteht hier kein Mangel. Junge Weidenzweige kann er sich schneiden, so viel ihm schmecken. Wir werden schon dafür sorgen, daß wir unsere kleinen Wasserbaumeister behalten!“

Wir waren wieder im Dorf angelangt und verabschiedeten uns. Als ich davon fuhr, hingen über den Unterholzbeständen des Flußufers zarte Nebelschleier, gerade so, als wollten sie schützend ein Geheimnis verdecken. Nun, zu verstecken braucht sich der Biber nicht mehr so ängstlich wie noch vor wenigen Jahren. Jetzt ist ihm sein rechtmäßiger Platz in der deutschen Tierwelt längst wieder eingeräumt worden, und es wird auch nicht mehr lange währen, bis man ihn im Mittelgebiet als etwas Selbstverständliches ansieht.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.